Az. 1624-07.03:06/01 Drucksache 02

Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz

Bischof Dr. Markus Dröge

Wort des Bischofs

auf der 6. Tagung der Dritten Landessynode, 8. – 9. April 2011

Berlin, 8. April 2011

Inhalt

1. „Ihr seid das Salz der Erde“ 1

2. Die ersten drei Monate des Jahres 2011 1

3. Wenn Gottes- und Weltbilder ins Wanken geraten 2

4. Salz der Erde. Unterwegs zu einer Theologie des Reformprozesses 3

a. Kritische Fragen 4

b. Bekenntnisse der Hoffnung 4

c. Leitbilder als Bekenntniszeichen 5

d. Konsequenzen für den Reformprozess 6

Sich Ziele setzen 6

Nach Qualität fragen 6

Reform als gemeinschaftliches Handeln 7

Ermutigung zur Außenorientierung 7

Sich gemeinsam auf den Weg machen 7

5. Reform auf allen Ebenen. Schwerpunksetzung bei landeskirchlichen Aufgabengebieten ... 8

6. Die neue Diskussion um die Kernenergie 9

7. „Zukunftsfähiges Deutschland“ 11

1. „Ihr seid das Salz der Erde“

> *Ihr seid das Salz der Erde. Wenn nun das Salz nicht mehr salzt, womit soll man salzen? Es ist zu nichts mehr nütze, als dass man es wegschüttet und lässt es von den Leuten zertreten. Ihr seid das Licht der Welt. Es kann die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein. Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter; so leuchtet es allen, die im Hause sind. So lasst euer Licht leuchten vor den Leuten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen. (Matthäus 5, 13-16)*

Das Bild vom „Salz der Erde“ ist ein starkes Bild. Herausfordernd rüttelt Jesus seine Jüngerinnen und Jünger auf: Selbstbewusst sollen sie ihren Glauben leben. Scharfes Salz in fader Suppe, helles Licht in düsterer Resignation sollen sie sein.

Dieses starke Bildwort, liebe Schwestern und Brüder, haben wir uns in unserer Kirche als *unser* Bild der Hoffnung ausgewählt. Seit vier Jahren haben wir das Bild einer „Handvoll Salz“ auf der Broschüre des Perspektivprogramms vor Augen.

Das Bildwort vom Salz ist in Matthäus 5 gleich im Anschluss an die Seligpreisungen platziert. Damit erinnert es uns an das, was unserem Glauben Substanz, Kraft und Würze gibt, nämlich ein Leben im Sinn der Seligpreisungen: Frieden und Gerechtigkeit zu suchen, Barmherzigkeit zu üben, Leiden auszuhalten, um des Reiches Gottes willen. Mit der Bergpredigt reißt das Matthäusevangelium einen neuen, universalen Horizont der Hoffnung auf, der sich wie ein Regenbogen über die angefochtene und bedrohte Welt spannt. Der christliche Glaube ist nicht nur etwas für Herz und Seele. Nein, die Substanz des Glaubens soll gleichsam in diese Welt hinein aufgelöst werden, um die Hoffnungslosigkeiten, die sich wie ein Grauschleier über alles legen können, aufzureißen. Wir sollen unser Salz nicht für uns horten, sonst verliert es seine Wirkkraft. Wir sind gerufen, uns in die Welt einzubringen, die Herausforderungen anzunehmen, uns gleichsam „würzend auflösen“ in unserem Engagement.

Und dies alles nicht aus eigener Kraft, sondern in der Kraft des auferstandenen Jesus Christus, der uns zuspricht: „Ihr seid das Salz der Erde, das Licht der Welt“, der uns aber gleichzeitig tröstlich sagt: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“.

„Salz der Erde“ – von diesem Bildwort ausgehend möchte ich nun im Wort des Bischofs zunächst auf die Ereignisse der letzten Monate eingehen, dann den Reformprozess und die Situation unserer Kirche in den Blick nehmen und schließlich einige zusätzliche Themen ansprechen, bei denen unsere Positionierung und unser Engagement gefragt sind.

2. Die ersten drei Monate des Jahres 2011

Atemberaubende Entwicklungen haben wir in den ersten drei Monaten dieses Jahres 2011 miterlebt.

Anfang ***Januar*** haben wir in unseren Fürbitten noch der koptischen Christen gedacht, die in Alexandrien einem Anschlag zum Opfer gefallen waren und an die Regierung Hosni Mubaraks appelliert, die Christen in Ägypten besser zu schützen. Kurze Zeit später konnten

wir staunend miterleben, wie auf dem Tahirplatz in Kairo eine friedliche Revolution die scheinbar so fest begründete Herrschaft dieses Mannes von der Bildfläche der Politik vertrieben hat. Nun wächst eine vorsichtige Hoffnung heran: Wird es gelingen, in Ägypten eine neue Gesellschaftsform aufzubauen? Wird das Bild der jungen Menschen, Muslime und Christen, die gemeinsam auf dem Tahirplatz gebetet haben, von dauerhafter Wirkung sein? Wird es einen muslimisch geprägten modernen Staat Ägypten geben, in dem die Menschenrechte geachtet sind, auch die Religionsfreiheit?

Anfang ***Februar***, als der Ratsvorsitzende der EKD nach Afghanistan gereist ist, um die deutschen Soldaten zu besuchen und sich selbst ein Bild von der militärischen Lage und der Situation der humanitären Dienste mit ihren Erfolgen und Problemen zu machen, da drehte sich die friedensethische Diskussion noch um die Frage, ob und wie lange es gut und richtig ist, dass das deutsche Militär sich am Afghanistaneinsatz beteiligt. Inzwischen hat die Staatengemeinschaft einen neuen militärischen Einsatzort: Libyen, wo es darum geht, einen unberechenbaren Despoten in die Schranken zu weisen. Nun dreht sich die friedensethische Problematik um die Frage, ob es gut war und ist, dass das deutsche Militär daran *nicht* beteiligt ist. Einerseits besteht die Hoffnung, dass es gelingt, Menschenrechtsverletzungen durch Militäreinsatz einzudämmen und dem Blutvergießen bald ein Ende zu bereiten. Andererseits wurde wieder ein Militäreinsatz ohne ein klares Konzept begonnen, und es ist fraglich, ob vor dem militärischen Eingreifen alle anderen Möglichkeiten wirklich ausgeschöpft worden sind.

Seit Anfang ***März***, genau seit Freitag, dem 11. März, wird dies alles aber überschattet von der dreifachen japanischen Katastrophe: Erdbeben, Tsunami, nuklearer Unfall mit unkalkulierbarer Gefahr. Die Flut hat wahrscheinlich mehr als 14.000 Menschen in den Tod gerissen. Und nun droht den von Angst und Trauer erschütterten Menschen auch noch eine Strahlenverseuchung, die sich unsichtbar und heimtückisch ausbreitet. Wir haben in vielen Gottesdiensten in unseren Fürbitten der Menschen gedacht, Kollekten gesammelt und Kontakte zu unseren Partnern in Japan geknüpft. Und wir haben miterlebt, wie sehr dies alles die Menschen auch bei uns erschüttert.

3. Wenn Gottes- und Weltbilder ins Wanken geraten

Wenn die Erde wankt und die Wasser kommen, dann wankt alles, was uns Sicherheit schenkt: der Boden, auf dem wir stehen, die Geborgenheit der Häuser, in denen wir wohnen, die Freude an der Natur. Dann verfolgen uns Fragen, die uns nicht mehr loslassen: Warum müssen ganze Städte im Tsunami-Schutt ertrinken? Warum müssen unschuldige Menschen hinterrücks aus dem Leben gerissen werden? Sind solche Katastrophen nicht Grund, jede Hoffnung zu verlieren?

Die japanischen Katastrophen können tatsächlich bestimmte Gottesbilder und Naturvorstellungen zutiefst erschüttern. Wer an einen Gott glaubt, der die Welt und alle Geschöpfe allmächtig und fehlerlos lenkt, und wer die Erwartung hat, wir Menschen müssten im Lauf der Geschichte und in der Schönheit und Harmonie der Natur einen gütigen Gott klar und rein erkennen können, der muss zutiefst verunsichert werden, angesichts von Erdbeben, Tsunamis und dem menschlichen Elend, das zum Himmel schreit.

So grausam es ist: Naturkatastrophen zeigen uns die Zweideutigkeit der Schöpfung, lassen uns ahnen, dass die Natur, die von Gott aus dem Chaos, dem Tohuwabohu erschaffen wurde, immer noch zerstörerische Kraft in sich birgt. Sie zeigen uns den unbekannten, unverständlichen, verborgenen Gott, den *deus absconditus*, den wir nie ganz begreifen werden. Und sie erinnern uns daran, dass die Natur auch Teil der unerlösten Schöpfung ist, wie der Mensch. Manche Naturromantik, die heute sehnsuchtsvoll gepflegt wird, kommt an ein jähes Ende, wenn wir erkennen müssen, wie grausam die Natur sein kann. Nicht umsonst lesen wir im 1. Buch Mose, dass Gott den Menschen beauftragt, die Natur zu bewahren *und auch zu beherrschen,* nicht im Sinne der Ausbeutung, aber sehr wohl im Sinne einer Kultivierung. Wir sind gerufen das Menschenmögliche zu tun, um die Naturgewalten zu bändigen und den Menschen vor der Gefahr der Naturgewalten zu schützen.

Vielleicht haben wir ja in der letzten Zeit die Natur zu stark romantisiert. Als sei nur der Mensch das Problem, ohne dass wir die Zweideutigkeit der von Gott erschaffenen Natur mit bedacht haben.

Und vielleicht haben wir in unserer Verkündigung zu wenig deutlich gemacht, dass der Gott der Bibel nicht der Gott des Theismus ist. Dass er nicht wie ein Programmierer handelt, der die Welt wie einen Computer steuert und dem wir dann Versagen vorwerfen könnten, wenn Fehler auftauchen. Das biblische Zeugnis erzählt von dem einen Gott, der die Welt in eine relative Selbstständigkeit hinein erschaffen hat, die Natur ebenso wie den Menschen. Sie bezeugt den Gott, der uns durch sein Wort in die Verantwortung ruft. Er will, dass wir, seine geliebten Geschöpfe, seine Stimme hören, dass wir nicht über das menschliche Maß hinaus uns überheben und damit einander und der Natur Gewalt antun. Gott will nicht das Leiden seiner Geschöpfe. Er leidet mit, er leidet mit den Erschütterten, Erschöpften und Hoffnungslosen. Und er will, dass wir Menschen einander im Leiden beistehen. Das ist seine Art, das Leiden in der Welt zu bekämpfen. Das ist seine Art, die Hoffnung in die Welt zu tragen. Durch Menschen, die sein Wort hören, die sich im Sinne der Bergpredigt in die Welt einbringen. Die atemberaubenden Ereignisse der letzten Monate sollten deshalb unseren Glauben nicht erschüttern, sondern uns bestärken in dem Auftrag, den Christus uns gegeben hat: „Ihr seid das Salz der Erde!“

4. Salz der Erde.
Unterwegs zu einer Theologie des Reformprozesses

Damit wir den Auftrag, den Christus uns gegeben hat, als Kirche auch in Zukunft unter erschwerten Bedingungen erfüllen können, haben wir uns vor vier Jahren mit dem Reformprogramm auf den Weg gemacht. Das Perspektivprogramm „Salz der Erde“ aus dem Jahr 2007 hat einen starken Anstoß gegeben. Und nun soll es weitergehen. Auf dieser Synode liegt ihnen das Konzept für die Weiterführung des Reformprozesses vor. Die vielen guten Reformansätze, die es auf allen Ebenen unserer Kirche gibt, und die – mit dem Papier „Salz der Erde“ in der Hand oder auch ganz ohne dieses Papier – begonnen wurden, sollen nun nachhaltig unterstützt werden.

Ich möchte hier noch nicht inhaltlich darauf eingehen, aber einige theologische Gedanken als Gesprächsanstoß weitergeben: Was ist der Grund unserer Hoffnung für unsere Kirche, und was ist damit der innere Motor unseres Reformprozesses?

a. Kritische Fragen

Bei meinen Gesprächen in Pfarrkonventen, Gemeindekirchenräten und Kreissynoden ist mir einerseits eine sehr hohe grundsätzliche Akzeptanz der Ziele des Perspektivprogramms „Salz der Erde“ begegnet. Andererseits werden aber deutlich kritische Fragen geäußert: Nimmt der Reformprozess die gemeindliche Ebene wirklich ernst? Gelingt es, „die Hoffnung des Glaubens in die Formulierung von Zielen“ („Salz der Erde“, S.6) umzusetzen? Oder wirken die sehr konkret formulierten Reformziele nicht eher kreativitätshemmend? Sind die bisher angestoßenen Reformprozesse tatsächlich Reformen im reformatorischen Sinne? Oder fragen die aktuellen Reformprogramme nicht zu stark nach der Zukunft der Institution Kirche anstatt sich nach der Zukunft des auferstandenen Christus auszurichten?

b. Bekenntnisse der Hoffnung

Unsere Bekenntnisse mahnen uns, auf der Hoffnungsspur des auferstandenen Christus zu bleiben. Das Augsburger Bekenntnis aus dem Jahr 1530 betont in seinem zentralen Kirchenartikel VII, dass wir dem Auferstandenen in Wort und Sakrament begegnen. Und die Barmer Theologische Erklärung, die in einer Zeit entstanden ist, als die evangelische Kirche in der Gefahr stand, ihre Hoffnung an Jesus Christus vorbei zu suchen, erinnert in ihrer zentralen Kirchenthese III daran, dass wir die Gemeinschaft der Schwestern und Brüder sind, in der Jesus Christus, der Auferstandene, durch seinen Geist in Wort und Sakrament lebt und wirkt. Das ist der Ansatzpunkt der Hoffnung für die Zukunft unserer Kirche.

Aber die Hoffnung der Kirche beginnt nicht erst in der Reformationszeit oder gar im Kirchenkampf des vergangenen Jahrhunderts. In dem ökumenischen Grundbekenntnis, das zunächst auf dem Konzil von Nizäa (325) formuliert und dann auf dem Konzil von Konstantinopel (381) erweitert worden ist, wird beschrieben, welches Wesen die Gestalt der Kirche, die sich vom auferstandenen Christus prägen lässt, bestimmt und bestimmen soll: Die Kirche Jesu Christi ist die eine, heilige, katholische (im Sinne von allgemein-umfassende) und apostolische Kirche.

Was heißt das?

Wenn wir an die *Einheit* der Kirche glauben, dann vertrauen wir darauf, dass der auferstandene Christus seinen Geist als Kraft der Versöhnung sendet und damit die Einheit stiftet, die nach Galater 3, 28 ethnische, soziale und geschlechtliche Gegensätze zu vereinen weiß: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.“

Wenn wir an die *Heiligkeit* der Kirche glauben, so erwarten wir, dass der Geist des Auferstandenen als Kraft der Rechtfertigung des Sünders wirkt. Diese Kraft ist überall erfahrbar, wo Menschen in Wort und Sakrament die Befreiung von sich selbst erleben, wo das „in sich selbst verkrümmte Herz“ (Augustinus) sich öffnet für Gott und den Nächsten.

Die geglaubte *Katholizität* der Kirche darf nicht nur räumlich („katholisch“ – allgemein, alles umfassend) verstanden werden. Vom Auferstandenen her ist es die Herrschaft Christi selbst, die „katholisch“ ist: sein alles umfassendes kommendes Reich, in dem die Verheißungen erfüllt werden, die Gott an Israel gegeben hat.

Und die *Apostolizität* ist nicht nur die formale Rückbindung des kirchlichen Tuns an das apostolische Zeugnis. Wer sich auf die Apostel beruft, die sich vom Auferstandenen gesandt

wussten, muss sich in gleicher Weise vom Auferstandenen senden lassen. Die Apostolizität der Kirche begründet das Apostolat der Kirche: vom auferstandenen Christus in die Welt gesandt.

Das ist der Grund, der uns geschenkt ist. Wenn wir uns zu dieser Kirche bekennen, bekennen wir uns zum Auferstandenen und seiner Herrschaft. Und weil der Auferstandene eine Zukunft hat, „alle Tage, bis an der Welt Ende“ (Matthäus 28,20), hat auch unsere Kirche eine Zukunft, wenn und soweit sie sich an diese Kraftquelle anschließt.

c. Leitbilder als Bekenntniszeichen

Wir sind heute gewohnt, Leitbilder zu formulieren, weil die modernen Methoden der Organisationsentwicklung uns dazu aufrufen. Und das ist auch gut so. Denn wenn uns die Kirche mit ihrer Zukunft am Herzen liegt, dürfen wir uns nicht mit rückständigen Werkzeugen ausstatten. Die besten Methoden sind gerade gut genug. Allerdings müssen wir sie theologisch kritisch sichten und gestalten. Und deshalb bin ich der Auffassung, dass unsere Leitbilder so gezeichnet werden müssen, dass sie den Bekenntnissen unserer Kirche entsprechen. Unsere Leitbilder sind nicht einfach beliebig. Sie sind unsere Bekenntniszeichen. Die Leitbilder, die wir uns geben, drücken aus, was wir glauben. Die Leitbilder sollen ihre Kraft aus dem gewinnen, was der Kirche schon vom ihrem Herrn gegeben ist. Das bedeutet:

Eine Kirche, die an die *einigende Kraft* des Auferstandenen glaubt, sollte Leitbilder und Ziele entwickeln, die deutlich machen, dass im Glauben an Christus Gegensätze versöhnt werden können. Trotz aller kirchlicher Unterschiede und Konflikte geht es um den *einen* Leib und den *einen* Geist. Es geht um die Bereitschaft, sich trotz aller Differenzen für gemeinsame Ziele einzusetzen. Leitbilder, die wir entwerfen, sollten deshalb erkennbar machen, dass wir eine Kirche sind, die die ***Versöhnung als Leitvorstellung*** ernst nimmt.

Eine Kirche, die an die rechtfertigende Kraft des Auferstandenen und deshalb an ihre eigene *Heiligkeit* glaubt, lässt sich immer neu von ihrem Egoismus befreien. Oder, um es mit den Worten von Barmen II zu sagen: Sie ist befreit „aus den gottlosen Bindungen dieser Welt zu freiem, dankbaren Dienst an seinen Geschöpfen“. Unsere Leitbilder und Ziele sollten zum Ausdruck bringen, dass wir eine Kirche sind und sein wollen, die nicht nur an sich selbst und der Bewahrung der Institution interessiert ist, sondern die aus der geschenkten Freiheit lebt und deshalb „Kirche für andere“ (Dietrich Bonhoeffer) sein kann. Leitbilder, die wir entwerfen, sollten erkennbar machen, dass wir eine ***diakonische Kirche*** sind.

Eine Kirche, die an ihre eigene *Katholizität* glaubt, weil Christus in Tod und Auferstehung die Verheißungen Israels universal in Kraft gesetzt hat, weiß, dass die biblischen Friedens- und Gerechtigkeitsvisionen *alle* Menschen mit einbeziehen. Sie wird deshalb „Volkskirche“ im besten Sinne sein und auch bleiben, wenn sie kleiner wird. Sie wird immer „die Botschaft von der freien Gnade Gottes ausrichten an alles Volk“ (Barmen VI), also den weiten Horizont gesellschaftlicher Verantwortung vor Augen haben. Leitbilder, die wir entwerfen und Ziele, die wir uns setzen, sollten erkennbar machen, dass wir eine ***gesellschaftlich verantwortliche Kirche*** sind und sein wollen.

Und schließlich: Eine Kirche, die ihre eigene *Apostolizität* glaubt, weil der Auferstandene sie sendet, wird missionarisch sein. „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“. (Joh. 20,21). Wenn wir die geglaubte Apostolizität unserer Kirche ernst nehmen, sollten unsere

Leitbilder und Ziele erkennbar machen, dass wir eine ***missionarische Kirche*** sind und sein wollen.

Ausgehend von unseren Bekenntnissen entsteht somit das Bild einer Kirche, die sich versöhnend um Einheit bemüht, vom Egoismus befreit diakonisch tätig ist, sich in offener Weise gesellschaftlichen Herausforderungen stellt und missionarisch ist. Mit diesen Leit-*Vorstellungen* sind natürlich noch keine konkreten Leit-*Bilder* festgelegt. Es bleibt die Freiheit, eigene Leitbilder zu entwerfen, sich eigene Ziele auf allen Ebenen der Kirche zu setzen. Aber es ist ein Rahmen bestimmt, innerhalb dessen Visionen und Ziele entfaltet werden können, die geistliche Kraft haben, weil sie den Wesenseigenschaften der Kirche Jesu Christi entsprechen.

Unser Leitbild vom „Salz der Erde“ bringt die Wesenseigenschaften der Kirche gut zum Ausdruck: Wir wollen eine Kirche sein, die die Glaubenshoffnung missionarisch unter die Leute bringt, orientiert an den Friedens- und Gerechtigkeitsverheißungen der Bergpredigt, eine Kirche, die sich immer wieder davon befreien lässt, nur an sich selbst zu denken und ihre Salzvorräte zu horten und eine Kirche, die sich in alledem von der Versöhnungskraft des Auferstandenen bestimmen und tragen lässt.

d. Konsequenzen für den Reformprozess

Aus diesem theologischen Ansatz möchte ich einige Konsequenzen für die Fortsetzung des Reformprozesses ziehen:

Reformmüdigkeit oder gar ein Reform-Moratorium können wir uns nicht leisten. Jetzt schlapp zu machen, würde heißen, bald doppelt harte Rückschläge hinnehmen zu müssen. Strukturveränderungen bleiben dringend notwendig. Sie dürfen aber nicht alles sein. Der inhaltliche Reformprozess muss weitergehen.

Sich Ziele setzen

Die Ausrichtung auf die Hoffnung, die uns der auferstandene Christus schenkt, macht ein zielorientiertes Handeln notwendig! Dies ist bereits im Bild vom „Salz der Erde“ angelegt: Wir müssen entscheiden! Nicht alles will gesalzen sein. Die gute Küche bietet auch eine Fülle anderer Gewürze. Kirche muss nicht flächendeckend „ihr Salz dazugeben“. Aber wo kann es unterbleiben? Hier zu entscheiden verlangt nicht nur strategische und taktische Klugheit. Es bedarf auch geistlicher Weisheit. Es ist ein Zeichen der Hoffnung, wenn wir uns ausgewählte Ziele setzen. Gerade weil wir niemals die Fülle des uns von Gott Geschenkten vollständig, an allen Orten und zu allen Zeiten abbilden können, bedarf es klarer, gemeinschaftlich getroffener Entscheidungen, an welchen Orten wir mit welchen Ressourcen tätig werden können. Eine transparente Planung ist Ausdruck der Hoffnung. Wer plant, bekennt sich dazu, dass es Sinn macht, im Blick auf die Zukunft des Auferstandenen, die eigene Zukunft aktiv zu gestalten. Die Ziele sind zweifellos im Einzelnen sehr unterschiedlich zu bestimmen, je nachdem ob eine Landgemeinde oder eine Metropolengemeinde sich ihre Ziele setzt, eine Einrichtung oder ein Kirchenkreis. Gerade dieser Diskussionsprozess muss angeregt werden.

Nach Qualität fragen

Ein wesentliches Anliegen der Reformprozesse ist es, nach der Qualität dessen zu fragen, was wir tun. Qualität im Sinne der Wesensmerkmale der Kirche heißt „geistliche Profilierung“. Was wir planen und tun, soll erkennbar versöhnend wirken, soll den Menschen die

Rechtfertigung zusprechen, sie zum Dienst am Nächsten befreien und sie auf diese Weise heiligen, soll den Glauben an Gottes Verheißungen stark machen und zur Mission motivieren. Auch was eine qualitätsvolle, profilierte Arbeit ausmacht, ist unter unterschiedlichen Bedingungen sehr verschieden zu bestimmen. Das Gespräch darüber mit dem Austausch von Erfahrungen kann aber nur von Gewinn sein.

Reform als gemeinschaftliches Handeln

Mit den bisherigen Reformpapieren haben die kirchenleitenden Ebenen verantwortungsbewusst ihre Rolle wahrgenommen. Die Impulse wurden vielfach aufgenommen. Nun aber kommt es darauf an, die mittlere Ebene und die Gemeinden zu unterstützen. Wir brauchen Hilfestellungen für die Regionen, Kirchenkreise und Gemeinden, wenn sie eigenständig Leitbilder und Ziele entwickeln. Kirchliche Ämter, Werke und Einrichtungen können ihre Programme auf diese Unterstützungsleistung ausrichten. Dass manche Kleinstgemeinden gar nicht mehr in der Lage sind, sich selbstständig Ziele zu setzen, wird dazu führen, verstärkt über sinnvolle regionale Zusammenarbeit nachzudenken. Reform ist gemeinschaftliches Handeln!

Ermutigung zur Außenorientierung

„Außenorientierung statt Selbstgenügsamkeit“ ist von Beginn an eines der wesentlichen Anliegen des Reformprozesses „Kirche der Freiheit“ gewesen (S. 8). Es gibt viele gute Ansätze: Kirchengemeinden arbeiten mit kommunalen Ortsgemeinden zusammen, um die Dorfkirchen zu renovieren, wagen sich im interreligiösen Dialog auf Neuland vor, kooperieren mit Schulen bei den Ganztagesangeboten, bieten Glaubenskurse an; die Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung arbeitet mit Brandenburger Initiativen und einer Volkshochschule zusammen, um Angebote für Pilgerwege und vieles mehr zu etablieren, um nur einige wenige Beispiele zu nennen. Alle bisherigen Bemühungen, ein neues Verständnis von Mission zu entwickeln, kreative Projekte zu unterstützen, die sich neuen Milieugruppen öffnen, Sprachfähigkeit in Glaubensfragen zu fördern soll der Reformprozess nun unterstützen.

Sich gemeinsam auf den Weg machen

Das Konzept „Salz der Erde – Reform ist möglich“ enthält keine neuen Zielvorgaben. Ziele haben wir genug. Woran es mangelt, ist die Überprüfung dieser Ziele auf Realisierbarkeit und die nachhaltige Umsetzung realistischer Ziele. Es geht deshalb auf dieser Synode nicht um ein fertiges Konzept, sondern darum, einen Kommunikationsprozess zu starten, bei dem weitergehende Projekte erst entwickelt werden. Für diesen Kommunikations- und Unterstützungsprozess brauchen wir – das haben die bisherigen Erfahrungen seit dem Erscheinen von „Salz der Erde“ eindeutig gezeigt – ein Reformbüro. Nur mit einem solchen institutionellen „Motor“ wird es gelingen, die anspruchsvolle Vernetzungs- und Unterstützungsarbeit zu gestalten. Insofern geht es auf dieser Synode darum, einen neuen Startpunkt zu setzen.

5. Reform auf allen Ebenen. Schwerpunktsetzung bei landeskirchlichen Aufgabengebieten

„Reform ist nötig“ – darin besteht kein Zweifel. Wir dürfen nicht nur auf Entwicklungen reagieren, sondern wollen eigenständig agieren. Dies ist umso notwendiger, als die ernüchternden demographischen und finanziellen Prognosen sich ja in den letzten Jahren bestätigt haben. Gerade deshalb ist es notwendig, eine Kultur zielorientierten Handelns verstärkt zu etablieren.

Dass die finanzielle Situation momentan etwas besser ist als die ursprünglich sehr bescheidenen Planungen, darf uns nicht dazu verführen, zu glauben, es kämen finanziell bessere Zeiten. Vielmehr gilt es jetzt, die kleine Entlastungszeit so zu nutzen, dass wir gute, nachhaltige Reformbemühungen unterstützen und fördern. Dazu dient das Konzept „Salz der Erde – Reform ist möglich“. Dieses Konzept unterstützt die Gesamtheit der kirchlichen Arbeit. Es fördert im Wesentlichen die Kommunikation und bietet Unterstützungsmaßnahmen an, die jede Ebene unserer Kirche und jedes Arbeitsgebiet nutzen kann. Bereits in der ersten Diskussionsphase wurden weitere Ideen eingebracht. Und so soll es auch weiterhin sein, wenn bis zur Herbstsynode 2012 in den Ausschüssen der Synode, in den Gemeinden und Kirchen über das Konzept diskutiert wird und einzelne Projekte profiliert werden. Das Reformbüro wird die Aufgabe haben, diesen Kommunikationsprozess zu koordinieren. Genau in diesen Prozess müssen wir finanziell investieren, wenn wir eine Kirche sein wollen, die nicht nur auf Entwicklungen reagiert, sondern in der Lage ist, zielorientiert zu arbeiten, Schwerpunkte zu setzen und profilierte Angebote zu machen.

Gleichzeitig müssen wir aber im Hinterkopf behalten, dass wir nicht in der Lage sind, einzelne, thematische Arbeitsgebiete der landeskirchlichen Ebene auszuweiten. In den letzten Monaten sind eine ganze Reihe von Anträgen aus den thematischen Arbeitsgebieten auf Ausweitung oder finanziell bessere Ausstattung der Arbeit gestellt worden. Deshalb erinnere ich an einige Entscheidungen der Synode aus den letzten Jahren:

Nach den Sparbeschlüssen des Jahres 1997, die im Jahr 2002 überprüft wurden, wurde im Herbst 2004 eine Strukturkommission berufen, die ihren Bericht im Sommer 2006 vorgelegt hat. Die Ergebnisse dieses Berichtes wurden im November 2006 von der Synode beschlossen, verbunden mit dem Auftrag zur Weiterarbeit in dem Sinne, dass „Schwerpunkte landeskirchlichen Handelns“ benannt werden sollen, wobei „die sinkende Finanzkraft zu beachten“ ist (Beschuss 18. November 2006, eine Gegenstimme, eine Enthaltung). Verschiedene landeskirchliche Arbeitsbereiche werden seit diesen Sparbeschlüssen nur noch mit Kollektenmitteln finanziert. Dieses System ist aber nun an seine Kapazitätsgrenze gestoßen, da die Anträge an den Kollektenausschuss dessen Spielraum übersteigt. Das, was für den Reformprozess insgesamt notwendig ist, nämlich zu lernen, zielorientiert zu arbeiten und Schwerpunkte zu setzen, wird in dieser Situation auch für die landeskirchlichen Arbeitsgebiete zur dringenden Aufgabe. Die „Schwerpunkte landeskirchlichen Handelns“, wie es der Beschluss von 2006 beschrieben hat, müssen nun nochmals inhaltlich bestimmt werden.

Die Kirchenleitung hat deshalb eine Arbeitsgruppe berufen, die bis zur Herbstsynode dieses Jahres einen Vorschlag erarbeiten wird, welche Prioritäten und welche Posterioritäten, also welche Absicherungen von Arbeitsgebieten und welche notwendigen Einsparungen vorgenommen werden sollen. Dies wird im Rahmen des Doppelhaushaltes 2012/2013 zu verhandeln sein.

Jetzt aber ist der richtige Zeitpunkt, den Reformprozess nachhaltig auf den Weg zu bringen, weil dieser Reformprozess der ganzen Kirche in all ihren Ebenen dient. Er hilft dazu, eine Kultur der Kommunikation, der gegenseitigen Unterstützung der unterschiedlichen Ebenen und vor allem des zielorientierten Planens und Handelns in der Gesamtkirche zu unterstützen. Nur mit einer solchen Kultur werden wir den Herausforderungen der Zukunft begegnen können und tatsächlich das sein können, was wir sein sollen und sein wollen: „Salz der Erde“ in der Kraft des auferstandenen Christus.

6. Die neue Diskussion um die Kernenergie

Ich komme zurück zu dem Thema, das ich eingangs angesprochen habe und das eine Positionierung unserer Kirche nötig macht.

Angesichts der japanischen nuklearen Katastrophe ist die Diskussion um die Kernenergie auch bei uns wieder aufgeflammt. Wir haben als Evangelische Kirche schon lange vor den Gefahren der Atomkraft gewarnt. Wir melden uns zu Wort, streuen das Salz der biblischen Botschaft in die Diskussion ein. Oft werden wir deshalb kritisiert. Denn manche finden es nicht würzig sondern ätzend, dass die Kirche sich in energiepolitische Fragen einmischt, statt nur für Herz und Seele zu sprechen. Aber „Salz der Erde“ zu sein, bedeutet sich einzumischen in die Fragen, bei denen es um die Würde des Menschen und der Schöpfung Gottes geht, „Halt“ zu rufen, wenn der Mensch sich der Hybris hingibt und Risiken einkalkuliert, die die menschliche Verantwortungsfähigkeit übersteigen.

Jetzt, wo angesichts der japanischen Katastrophe die Debatte um die Kernenergie neu entfacht ist, brauchen wir kein inhaltlich neues Wort zu sagen. Wiederholen will ich allerdings, was ich bereits im Oktober vergangenen Jahres im Bischofswort gesagt habe:

> *Bereits im Jahr 1987, vor dem Hintergrund der Reaktorkatastrophe in Tschernobyl hat die EKD beschlossen: „Diese Art der Energiegewinnung ist mit dem biblischen Auftrag, die Erde zu bebauen und zu bewahren, nicht zu vereinbaren. Wir müssen so schnell wie möglich auf andere Energieträger umsteigen.“ Vor zwei Jahren hat der Ratsvorsitzende der EKD diese Erkenntnis noch einmal bekräftigt: „Eine weitere Nutzung der Atomenergie bei gleichzeitigem Offenhalten der Endlagerungsproblematik ist kein Beitrag zur Bewahrung der Schöpfung. Eine Verlängerung der Laufzeit von Atomkraftwerken löst nicht das Problem, sondern verschärft es … Deshalb treten wir für die verstärkte Nutzung erneuerbarer Energien genauso wie für den sparsamen Umgang mit der Energie ein.*

Es ist tragisch, dass es nach Tschernobyl noch einer weiteren Katastrophe bedurft hat, um zu erkennen, dass die Atomkraft das Maß menschlicher Verantwortungsfähigkeit übersteigt. Allein die Tatsache, dass keine Lösung für den atomaren Abfall in Sicht ist und dass wir mit der unterirdischen Lagerung des Atommülls die Probleme nur an unsere Kinder und Enkel weiterreichen, hätte die Erkenntnis wecken können: Diese Technologie ist nicht verantwortbar.

Im Moment hat sich das Bewusstsein der Öffentlichkeit schlagartig verändert. Bei aller Trauer und Dramatik besteht nun aber die *eine* Hoffnung, dass das, was schon lange klar ist, nun endlich ernst genommen wird und zu Konsequenzen führt:

Unsere Gesellschaft muss umgehend das Energieverhalten ändern und so schnell wie möglich auf alternative Energieträger umsteigen. Die Brücken der sogenannten Brückentechnologien Atomstrom und Braunkohlestrom dürfen nicht überspannt werden. Jeder Statiker weiß, dass eine zu weit gespannte Brücke tödlich gefährlich ist und jederzeit einbrechen kann.

Seriöse Untersuchungen machen schon lange bewusst, dass ein relativ schnelles Umsteigen auf alternative, regenerierbare Energien durchaus möglich ist. Das Wuppertaler Institut für Klima, Umwelt und Energie hat dieser Tage wiederholt, was es schon lange erforscht hat:

Es ist möglich …

- in zehn Jahren 25 Prozent des Energieverbrauches einzusparen,
- den Ausbau von erneuerbarer Energie, Wind- und Solaranlagen, so zu unterstützen, dass der Ausstieg aus der Kernenergie und der Braunkohleverstromung in zehn Jahren möglich wird.

Dazu müssen allerdings …

- Forschungsgelder entsprechend gelenkt werden,
- zusätzliche Brückentechnologien etabliert werden, nämlich Kraftwerke, die mit Gas- und Kraftwärmekopplung arbeiten, um die Braunkohleverstromung möglichst frühzeitig zu beenden,
- und es muss die Bereitschaft wachsen, den Ausbau von Stromnetze zu akzeptieren.

Dies alles wird nicht ohne Probleme, Belastungen, Konflikte möglich sein. Das wissen wir selbst nur zu gut. Auch wir stehen in der Spannung zwischen energiebewusstem Verhalten, engen finanziellen Rahmenbedingungen, Sorge um Arbeitsplätze. Aber dennoch: Es muss nun endlich darum gehen, den Zielpunkt in den Blick zu nehmen: Wie sieht der Ort aus, zu dem uns die sogenannten Brückentechnologien führen? Welche Konzepte für die Zeit nach dem Atomstrom und nach der Braunkohleverstromung gibt es? Bundesweit und regional? Wie können und sollen solche Konzepte unser Handeln heute schon bestimmen?

Es ist gut, dass wir in unserer Kirche jetzt einen Finanzfond einrichten, der die Gemeinden in ihren Bemühungen energiesparende Maßnahmen umzusetzen unterstützen kann, und es ist gut, dass im Konsistorium an einem Konzept gearbeitet wird, damit auch die notwendige fachliche Begleitung in der Umweltarbeit gewährleistet werden kann.

Es bleibt zu hoffen, dass das derzeitige sensibilisierte Problembewusstsein nicht nur eine kurze öffentliche Erregung bleibt. Notwendig ist vielmehr eine breite gesellschaftliche Debatte mit einer tiefgreifenden Bewusstseinsveränderung.

7. „Zukunftsfähiges Deutschland“

An einen Gesprächsbeitrag, den wir im Raum der Evangelischen Kirche für eine solche Debatte bereits gegeben haben, möchte ich erinnern: die Studie „Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt“ des genannten Wuppertaler Instituts. Sie ist im Oktober 2008 erschienen, hat aber bisher noch viel zu wenig Beachtung in der öffentlichen Diskussion gefunden. Sie wurde gemeinsam herausgegeben vom Evangelischen Entwicklungsdienst, Brot für die Welt und dem Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland. In ihr werden überholte Denkmuster analysiert und alternative Szenarien entwickelt für einen neuen Wachstumsbegriff, für die Überwindung von Armut lokal und weltweit, für eine neue Energie- und Arbeitsmarktpolitik.

Diese Studie ist ein Hoffnungszeichen. Sie zeigt auf, wie eng in einer zunehmend globalisierten Welt, die Fragen des Klimaschutzes, der Energiepolitik, der Armuts- und Migrationsprobleme und der Menschenrechte miteinander verbunden sind. Wir können zukünftig nicht mehr an unsere eigene Zukunft denken ohne die Zukunft der einen Welt mit in den Blick zu nehmen.

Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang abschließend auf ein Ereignis hinweisen, dass hier in Berlin Anfang Mai stattfinden wird: Die Grundsteinlegung des neuen „Evangelischen Zentrums für Entwicklung und Diakonie“. Das Diakonische Werk der EKD mit „Brot für die Welt“ aus Stuttgart, sowie der Evangelische Entwicklungsdienst aus Bonn werden hier in Berlin eine neue gemeinsame Heimat in einem neu fusionierten Werk finden. Als Aufsichtsratsvorsitzender des EED stecke ich zurzeit einige Kraft und Zeit in diesen Prozess. Ich tue es aber gerne, weil ich von der Idee überzeugt bin und darin ein Hoffnungszeichen sehe: Wenn wir die Bekämpfung der Armut bei uns verbinden mit der Katastrophenhilfe und der entwicklungspolitischen Arbeit, dann wächst zusammen, was in einer globalisierten Welt zusammengehört: Klimawandel bewirkt Migration, Armut wird durch ungerechte Wirtschaftsstrukturen hier wie in Übersee erzeugt, soziale Fragen lassen sich nicht mehr national bekämpfen. Im neuen Evangelischen Zentrum werden diese Fragen in ihren Zusammenhängen deutlich werden. Und das ist ein Hoffnungszeichen. Auf 640 Arbeitsplätzen wird ab Oktober 2012 hier in Berlin, zwei Kilometer Luftlinie vom Bundeskanzleramt entfernt, an diesen Fragen gearbeitet werden. Lassen Sie uns den Geschwistern aus Stuttgart und Bonn, die bald zu uns nach Berlin ziehen werden, eine herzliche Aufnahme bereiten.

Ich bin dankbar für Ihr Mitdenken und Mittun und freue mich auf den gemeinsamen Weg.